

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 5

Artikel: Wir als Blauhelme? : Unser Land im Umbruch der Gegenwart
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sind wir Schweizer so?

Schweizer nicht. Geht in Kirche, bringt Kerze, so oder so, ob Heiliger tut, was er will, oder nicht. Schweizer ehrlich.»

«Und die Schweizer Mädchen?»

Einen Augenblick leuchtet das Gesicht des Kellners auf, und dann ist es gleich schattenbedeckt. «Ich habe gehabt sönes Satzeli in Basel.»

«Und warum haben Sie sie nicht geheiratet?»

«Madame, wie soll ich sagen? Sie war troppo ehrlich. Sie gehen schon mit einem früher, der heißt Hans. Sie gehen schon mit einem der heißt Fritzili, oder so. Und einer vor mir heissen Carlo, auch Italiano. Und sie troppo ehrlich. Man kann auch sein troppo ehrlich. Sie mir alles sagen.

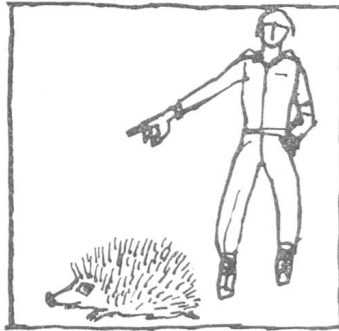
Sie mir nicht alles sagen, ich glaube, ich Marianna heiraten. Sie sön. Sie gut. Sie Sonne in Blut. Sie kann lachen. Aber ich bin Napoletano. Ich will nicht heiraten Mädchen, das liebt vor mir Hans und Fritzili und sogar noch einen Carlo aus Neapel, der einmal wird an uns vorbeigehn und auf Marianna zeigen und sagen: ‚Sie vorher meine Satzeli in Svizzera.‘

Darum ich zurückgekommen nach Napoli. Jetzt fidanzato mit neuem Satzeli. Vielleicht sie nicht ehrlich und mir nicht sagen, wen sie schon lieben vor mir. Aber Mamma sagt: Niemand. Und ich will glauben. Nachher wir zusammen gehn nach Svizzera, denn ich liebe Svizzera. Ich will dort sein Kellner. Ich will, daß dort meine Kinder in Schule gehen und werden wie Schweizer, ehrlich und alles so, weißt du, dann werden studieren und werden groß und reich wie Svizzeri. Ich glaube, Svizzeri so reich weil so ehrlich. Was du meinen?»

Jodeln

Die Gantenbein sind von Grabs. Als ich mit meiner Schwester — wir waren damals junge Mädchen — einmal aus der Stadt zu Besuch bei Verwandten reiste, geschah es, daß wir gleich am Ankunftstag schon auf das Maiensäß in die Grabserberge hinauf stiegen. Denn dorthin waren unsere Vettern und Onkel zum Sömmern des

Wir als Blauhelme?



Kürzlich habe ich einen jungen Buchdrucker, Zeitungsverleger und Redaktor aus Graubünden kennen gelernt. Er führt heute das Geschäft zusammen mit seinem Vater. Ihr Sorgenkind war seit vielen Jahren die Lokalzeitung ihres Bezirks. Mußte sie nicht mangels Rendite aufgegeben werden? Das ist ja heute auch im Zeitungsparadies Schweiz an manchen Orten bereits geschehen, oder es droht zu geschehen.

Doch mein neuer Bekannter hatte beobachtet, wie es anderen Unternehmen ergangen war. Jene Druckereien, die auf die Herausgabe ihrer defizitären Zeitung verzichteten, rentierten zwar zunächst eine Zeitlang besser. Allmählich gaben aber die weniger ortsverbundenen Kunden ihre Druckaufträge an die Herstellerin der Regionalzeitung, welche nun anstelle des Lokalblattes zum Leiborgan der Bewohner des Bezirkes wurde. Der Hauptträger des «good will» der lokalen Druckerei war die Zeitung gewesen. Jene rentierte, solange diese bestand — und zwar so gut, daß sie das Defizit der Zeitung ohne weiteres tragen konnte. Ohne diesen scheinbar unrentablen «Geschäftszweig» war schließlich die Rendite kleiner als zuvor.

Die Pioniertat des jungen Bündners

Andere Druckerei-Inhaber machten aus ihrer Lokalzeitung ein sogenanntes «Kopfblatt». Das heißt: sie taten sich mit dem Drucker einer größeren Zeitung zusammen, und dieser legten sie täglich eine weiterhin von ihnen hergestellte Lokalseite für ihre bisherigen Abonnenten bei. Mit diesem System vermochten Druckereien in stark industrialisierten Gegenden tatsächlich ihre Lage zu verbessern, weil sie sich auf andere Druckaufträge umstellen konnten. An weniger günstigen Standorten war das jedoch nicht zu machen. Als Trost blieb, daß die lokale Druckerei schließlich als Zweigbetrieb des Herausgebers des Regionalblattes wieder florieren konnte. Aber dann war die Selbständigkeit dahin, und es bestand das Risiko, daß das Regionalunternehmen eines Tages die Zweigdruckerei anderswohin verlegen würde.

Wieder andere Herausgeber von Lokalblättern versuchen, mit den hereindrängenden größeren Zeitungen zu konkurrieren, indem sie täglich, statt zwei- bis viermal wöchentlich erscheinen und ihren Schweizer und Ausland-Teil attraktiver gestalten. Aus Kostengründen können sie dafür aber ausser eigenen redaktionellen Kommentaren fast nur Material von Agenturen und Pressediensten beziehen. Sie werden daher immer unpersönlicher, was in Kürze den sicheren Tod einer Lokalzeitung bedeutet.

Der junge Bündner ging den entgegengesetzten Weg. Er stellte seine Zeitung so um, daß sie auch an dem Tag für seine bisherigen Abonnenten unersetzlich bleiben wird, da sie sich alle eine regionale oder überregionale Zeitung halten werden. Und statt viermal gab er sie vorläufig noch dreimal in der Woche heraus; notfalls wird er später daraus sogar eine lokale Wochenzeitung machen.

Er hatte gesehen, wie dieser Weg in den USA und sogar in England, wo

riesige Tageszeitungen eingingen, zum Erfolg geführt hatte. Auf demselben Prinzip basieren ja zudem die neuen Quartier- und Vorortszeitungen, die heute in den größeren Agglomerationen aufkommen. Er bietet nun seinen Lesern aktuellen und historischen Stoff aus dem eigenen Bezirk, eine Menge Lokalnachrichten, Artikel bedeutender Mitbürger und solcher, die gut erzählen können, und Beiträge von Ausgewanderten aus aller Welt.

Ich beneide die Bewohner dieses Bezirkes um diese Zeitung: sie vermittelt ihnen wahre, auf ihre Umgebung bezogene, für sie faßbare Bildung in bester Form. Der junge Bündner hat an seinem Platz seinen selbständigen Weg im Umbruch der Gegenwart gefunden. Er trägt mit dieser Pioniertat zugleich dazu bei, die Eigenständigkeit einer kleinen Gemeinschaft am Leben zu erhalten. Das ist aktiver Nonkonformismus im besten Sinn. Natürlich erfordert es eine große Anstrengung, viel Phantasie und Wagemut. Aber er wahrt seinem Unternehmen damit doch auf die Dauer die größtmögliche Überlebenschance. Es ist zu hoffen, daß ein Weg, der sich in dem viel gleichförmigeren Amerika als gangbar erwiesen hat, auch in der Schweiz mit ihren ausgeprägten lokalen Eigenschaften Erfolg hat. Es ist eigentlich nur zu verwundern, daß er bisher so wenig beschritten wurde.

Ein Hindernis ist bei uns, daß Alois und Ursina sich nicht gern in ihre Stube gucken lassen. Es sind ja vor allem die Familien- und «Gesellschafts»-Nachrichten, welche die angelsächsischen Blätter dieser Art so beliebt machen. Aber es läßt sich auf diesem Gebiet sicher auch in der Schweiz mehr (auf unsere Art) tun, und daneben gibt es viel anderen Lokalstoff, der hingegen uns besonders fesselt.

Wenn der junge Bündner dafür die Formel findet, kann ihm jeder weitere größere Zusammenschluß nichts mehr anhaben. Selbst wenn Graubünden eines Tages nur noch eine einzige deutschsprachige Tageszeitung haben sollte — ja gerade dann! —, kann das zusätzliche Bedürfnis nach ein- bis dreimal in der Woche erscheinenden, reinen Lokalzeitungen nur wachsen.

Der schweizerische «way of life»

Der Tat des jungen Bündners entspricht in vielem der Weg, den unser Land im großen bisher halb bewußt, halb unbewußt gegangen ist. Wie sein Unternehmen im Zeitungswald steht die Schweiz in der Welt immer größeren Staaten und Staatenzusammenschlüssen gegenüber.

Unsere Eigenart basiert auf den Rechten und der prinzipiellen Gleichheit jedes Menschen sowie jeder Gemeinde und jedes Kantons. In diesen Gemeinschaften und im Bund betrachtet sich das Volk auch heute gleichsam als der von Gott eingesetzte Souverän. Das wirkt sich aus in alle Lebensbereiche.

Ein Schweizer Arbeiter tritt seinem Prinzipal viel selbstbewußter entgegen als ein deutscher Vizedirektor. Ein schweizerisches Mädchen ist in seinen Heiratsplänen und in seinen beruflichen Entscheidungen viel unabhängiger als etwa eine junge Französin, Italienerin oder Österreicherin. Unsere Frauen haben entgegen dem Anschein und trotz den von E. R. in diesem Heft mit Recht kritisierten Untugenden vieler schweizerischer Ehe-

Sind wir Schweizer so?

Viehs gegangen. Und vor allem war unser Lieblingsvetter Lert, der aussah wie ein junger Römer und den wir schwärmerisch liebten, auch auf der Alp oben. (Das Geschlecht der Gantenbein soll vom romanischen Cantaben kommen.)

Wir stiegen und gingen und gingen ... Und dann lag sie vor uns, die Alp, weit und still und eben. Am Ende, dort beim Abgrund, die Sennhütte. Auf den Weiden das Vieh. Irgendwo zwischendrin ein uns unbekannter Hirte.

Dann kam uns ein bärtiger Mann entgegen. Er schritt an einem Stock gehend mächtig aus, trug einen Rucksack und steuerte geradewegs auf uns zu, blieb vor uns stehen und sagte: «So, so, Iir sind doch sicher em chliene Peaterli sim Buab sini Maitle?»

Wir bejahten, erstaunt, daß der fremde Mann das wußte. Er wollte mit uns plaudern. Doch wir waren zu scheu und gingen eilig weiter. Irgendwie aber hat der Vorfall unser ganzes Leben bestimmt.

Wir waren und blieben «dem chlie Peaterli sim Buab sini Maitle» aus Grabs, jenem Ort, an den man mit Sehnsucht dachte in der weiten Welt draußen und dessen Bewohner stolz an jene dachten, die sie in der weiten Welt draußen vertraten ...

So kamen wir denn eiligen Schrittes bei der Sennhütte an. Die Onkel und Vettern hatten mit Milch und Butter und Käse zu tun. Doch nach Feierabend nahmen sie die großen und kleinen Glocken heraus, alle, hängten sie sich an die Arme und über die Knie, stellten ihre Füße auf den Hag am Abhang und begannen die Schellen nach Älplerart für uns zu schwingen. Manchmal zäuerleten sie dazu, jodelten also in jener gedämpften Art, die Glocken nicht übertönen darf. Zum Schluß jodelten sie laut in die Alpenwelt hinaus, die rundherum im Abendglühen stand.

Auf weltweiten und jahrelangen Reisen konnte ich meine Grabser Verwandten die Glocken schwingen, zäuerlen und jodeln hören, wann immer ich wollte. Auf einer chinesischen Alp

Sind wir Schweizer so?

... in den japanischen Bergen... in Indien vor der Kette des Himalaya stehend... in Kaschmir oben, nach den tibetischen Gipfeln hinüberschauend... überall war es unsagbar schön. Doch wo vertraute Verwandte die Glocken auf dem Berg oben für mich schwangen, zäuerleten und die Schönheit anjauchzten und vor überströmendem Gefühl jodeln mußten — das war Zuhause. Und so schön es auch in den fremden Bergen war — der Gedanke an Jodeln machte Heimweh.

Nach meiner größten Weltreise — sie hatte wegen des Krieges, der mich an der Heimkehr verhinderte, viel länger als beabsichtigt gedauert — befand ich mich eines Tages dann trotz allem auf dem Nachhauseweg: in San Francisco. Zuhause war noch weit weg, und so ging ich (trotz meinem damals britischen Paß) zum Schweizerkonsulat, so, ohne Grund (scheinbar). Der Konsul verstand indessen das Unausgesprochene und trommelte von weit und breit die Schweizer zusammen. Es war ein Fest! Wir verstanden uns glänzend. Und die Schweizer sagten, mein Schweizerdeutsch liefe noch wie am Schnürchen.

Nur in einem Punkt verstanden jene Auslandschweizer und ich uns nicht: als ich sagte, ich möchte jemanden jodeln hören. Da lachten sie mich aus.

«Jodeln? Weshalb? Wir alle haben es satt, immer als Jodel-Schweizer und Trachtenträger und Alphornbläser betrachtet zu werden. Wir sind ein moderner Industriestaat — genau wie Amerika auch. Und mit Jodeln haben wir nichts mehr zu tun.»

Aber um mir eine Freude zu machen, haben die Schweizer von San Francisco trotz allem ein paar Jodler für mich aufgetrieben. Ich wurde in eine Schweizerfamilie eingeladen, wo alle jodeln konnten und wo sich einige andere Jodler regelmäßig trafen. Einige der Spötter begleiteten mich dorthin.

Dann wurde gejodelt. Und was nun den Spöttern passierte, das möchte ich doch ganz gerne sagen: Nämlich daß sie alle andauernd ein wenig in eine andere Richtung schauen mußten, als

Wir als Blauhelme

männer in mancher Hinsicht mehr Macht und Selbständigkeit als ihre Schwestern in den umliegenden Ländern.

Der Alpinist und Schriftsteller Sir Arnold Lunn hat in der «Weekly Tribune», dem Genfer Organ der Angelsachsen in der Schweiz, einen Schweizer Bekannten zitiert: «Jeder Schweizer Stationsvorstand ließe den Zug, wenn ein König ein paar Sekunden zu spät einträfe, pünktlich abfahren, um diesem zu bedeuten, in der Schweiz warteten die Züge nicht auf Fürsten. Aber wenn Sie selber auf den Zug stürzten und dabei Ihre Brieftasche verlören, würde mancher das abgefahrene Bergbähnchen zurückrufen und warten lassen, bis Sie sie gefunden hätten, weil Sie ein alter zerstreuter Professor sind, der den Slalom erfunden und doch kein Geld daraus gemacht hat.» Lunn bestätigt: «Einige Wochen danach wollte ich auf den Gornergrat fahren und stieg aus Versehen an einer kleinen Haltestelle kurz vor dem Ziel aus. Der Kondukteur sah mich bei der Abfahrt und rief: ‚Wollten Sie wirklich hier aussteigen?‘ ‚Nein.‘ Er fuhr zurück...»

Wie sehr unser selbstverständliches Selbstgefühl gegenüber den Mächtigen dieser Welt manche Ausländer erstaunt, ist mir an zwei Beispielen bewußt geworden. Ein sowjetischer Presse-Attaché, der zwei Jahre in Bern war, beklagte sich bitter, nirgends sonst in der Welt sei man ihm so reserviert begegnet. Zugleich nötigte ihm das — zusammen mit unserer Ordnungsliebe und der Wohlinformiertheit unserer Presse — einen solchen Respekt ab, daß er später in Bonn für die Interpretation von Äußerungen deutscher Politiker stets einen gerade anwesenden Schweizer Korrespondenten um seine Ansicht fragte. — Als ich mich fünfzig Minuten mit Adenauer unterhalten hatte, meinte der deutsche Stenograph in ehrfürchtigem Erstaunen: «Sie haben ja ein richtiges Gespräch gehabt mit dem Herrn Bundeskanzler, Herr Doktor Roth!»

Auffallend ist, wie klug viele Schweizerinnen, auch wenn sie kein Stimmrecht haben, in politischen Dingen urteilen — sogar im Vergleich zu ausländischen Gemeinderäten. Das Erstaunen der Ausländer über unsere tramfahrenden Bundesräte und das Sturmgewehr im Schrank ist bekannt. Jedes Buch eines Ausländers über die Schweiz vermerkt — mit positiven oder negativen Vorzeichen —, wie sehr uns unser «way of life» gerade von unseren gleichsprachigen Nachbarn unterscheidet, während allenfalls gewisse Ähnlichkeiten mit den Skandinaviern, Holländern und Angelsachsen festgestellt werden.

Die große Gefahr

für unsere Eigenart kam daher seit Jahrhunderten in erster Linie von unseren direkten Nachbarn. Von 1870 bis 1945 war es vor allem Deutschland, das mit seinen zuletzt 80 Millionen Einwohnern geradezu die Existenz unseres kleinen Volkes bedrohte. Zunächst indirekt: durch den Einfluß seiner glanzvollen, aber völlig anders gearteten Kultur und Tradition auf unser Geistesleben, auf die Haltung mancher schweizerischer Offiziere, Unternehmer und Arbeiterführer, auch indem die Deutschen in der Schweiz selber manche Berufszweige geradezu beherrschten. Hinzu kam die direkte

Bedrohung durch Bismarck, der uns seinen Willen aufzwingen, und durch die Großdeutschen und die Nazi, die uns «heim ins Reich» holen wollten.

Nun sind zwei neue Reiche in der Weltpolitik beherrschend geworden: die USA und die Sowjetunion mit 190 und 220 Millionen Einwohnern. Am Horizont taucht vor allem das unheimliche Rotchina mit seinen 600 bis 750 Millionen Menschen als neuer Machtfaktor Nummer eins auf. Die Denkweise der Chinesen ist uns völlig fremd, jene der Amerikaner vertrauter als die mancher Europäer. Aber die USA unterstützten bisher den Zusammenschluß unserer drei großen Nachbarn und der Benelux-Staaten zur Europäischen Wirtschafts-Gemeinschaft (EWG). Diese umfaßt 180 Millionen Menschen in sechs Staaten, von denen ein einziger mit 12,5 Millionen, Holland, eine solide, einigermaßen der unseren entsprechende demokratische Tradition aufweist. Die EWG soll nach dem Willen ihrer Gründer allmählich ein politisches Machtgebilde werden. Kommt es dazu, werden wir von einer neuen Großmacht umgeben sein, deren Auffassungen von Staat und Gesellschaft den unseren entscheidend widersprechen.

Dieser Gegensatz ist bereits sichtbar im Programm der EWG: würden wir mit dieser auch nur in ein sogenanntes Assoziationsverhältnis treten — in dasjenige eines zugewandten Ortes —, so könnten mehr als die Hälfte unserer wichtigsten eidgenössischen und viele kantonale Volksabstimmungen nicht mehr stattfinden, weil Brüssel entschiede.

Diese Lage muß man sich immer wieder vor Augen halten, wenn man über unsere Außenpolitik nachdenkt. Sicher würde der von England, Dänemark und Norwegen angestrebte Beitritt das Kräfteverhältnis innerhalb der EWG zugunsten eines Willens zur Demokratie und zum «fair play» ein wenig verschieben. Aber für die bei uns gewachsene Form der Volksherrschaft und der Entscheidungsgewalt von Gemeinden und Kantonen ist auch von diesen eventuellen Neuzuzüglern wenig Verständnis zu erwarten. Wenn wir Schweizer bleiben und nicht zu einer europäischen Provinz werden wollen, müssen wir den Mut haben, auch wenn England der EWG beitrifft, keinen «Bund zu machen mit den Völkern rings umher» — wie die Warnung der Bibel an Israel lautete.

Allerdings: Noch leistet de Gaulle glücklicherweise einem Beitritt Englands zur EWG Widerstand. Und das deutsche Wiedervereinigungsproblem dürfte in den nächsten zehn Jahren wieder immer stärker in den Vordergrund rücken und die EWG auf noch härtere Proben stellen.— Diese auf die EWG mächtig zukommende Belastung ist aber für alle anderen Staaten eher ein Grund mehr, ihr jetzt nicht beizutreten. Denn solche ungelöste Probleme einer werdenden Staatengemeinschaft schaffen nach allen historischen Erfahrungen eine akute Kriegsgefahr: sie verführen starke Männer dazu, die Gegensätze zur Umwelt zu verschärfen, um das unstete Gebilde desto leichter versklaven zu können.

Es läge daher im wahren Interesse aller Länder, wenn die EWG nicht größer würde, als sie jetzt ist, und neben ihr die EFTA als separate, England, Skandinavien, Portugal und die Schweiz umfassende Vereinigung bestehen bliebe. Warum soll Europa nicht in mehreren Gruppen gedeihen?

Sind wir Schweizer so?

hätten sie etwas zu verstecken. Und daß sie es zuletzt nicht mehr verstecken konnten, und die Taschentücher zogen oder auch ganz einfach mit dem Zeigfinger eine Träne wegwischten.

Da war die Schweiz plötzlich nicht mehr der Industriestaat, auf den man stolz ist und dessen Leistungen man unterstreicht. Sondern jetzt war sie die Ur-Heimat mit den Bergen, wo die Kühe mit den Glocken weiden und die Älpler, wenn sie vor Gefühl nicht mehr wissen, was sie tun sollen, in diesen wortlosen Gesang ausbrechen. Und jeder hatte dazu noch etwas von einem Onkel, Vetter, Großvater oder sonst eine Geschichte zu erzählen...

Deshalb glaube ich auch, daß selbst die Jodel-Spötter das Jodeln nicht ins Radio und auf den Bildschirm verbannen oder gar aussterben lassen möchten, wenn es wirklich darauf ankäme.

Wissen kann man's nicht, wie das mit dem Jodeln noch kommen wird. Doch scheint es mir, wenn ich bedenke, was in unserer modernen Schweiz alles weiterleben und — blühen darf, ganz außer Zweifel zu stehen: Auch der Jodel wird am Leben bleiben.



GLOSSEN

Von Arthur Häny

Wir sind uns immer noch der Bedingtheit aller Dinge zu wenig bewußt. Wir glauben immer noch felsenfest, daß dreimal drei neun sei — zu jeder Zeit, unter allen Umständen. Diesen Positivismus hat nicht einmal Einstein zu erschüttern vermocht.

Schachspieler führen die stillsten Kriege, die niemandem wehtun.

«Da war ich sprachlos.» Man kann vor Entsetzen, vor Erstaunen, vor Freude sprachlos sein. Zu starke, zu plötzliche Affekte schließen die Sprache aus. Sprache zu haben, über Sprache zu verfügen, setzt eine Mittellage des Gemütes voraus.



Ein Onkel besuchte uns und sagte zu meinem kleinen Bruder, der ihm die Türe öffnete: «Soso, du bist der Herr Müller junior!», worauf mein Bruder erwiderte: «Näi, i bi dr Herr Müller 4 Joor!»

R. Z. in Riehen

Wir als Blauhelme

Nun betonen aber fast alle, die sich zur schweizerischen Außenpolitik äußern, die Wünschbarkeit einer zumindest EWG und EFTA verbindenden Einigung. Das wäre noch verständlich als bloßes diplomatisches Lippenbekenntnis unserer offiziellen Stellen. Verständlich, aber falsch. Die Sache ist zu bedrohlich. Auch unser Bundesrat sollte unablässig vor den Gefahren warnen, die aus einer engen politischen Einigung ganz Westeuropas entstünden — auch für alle andern Staaten, ja für den Weltfrieden.

Erst recht müßte unsere Presse hier kräftiger als Sprachrohr des schweizerischen politischen Instinkts die Warnung vor den Folgen eines zu großen Zusammenschlusses verbreiten. Vor allem gilt es, uns selber darauf vorzubereiten, wenn nötig wieder einmal allein abseits zu stehen.

Beitritt zur Uno?

Gleichzeitig wird zurzeit vom Bundesrat erwogen, ob wir uns nicht doch allmählich auf einen Beitritt zur politischen Weltorganisation der Uno vorbereiten sollten. Dies scheint mir in der Tat erwägenswert — und zwar deshalb, weil es uns unter Umständen helfen könnte, der Hauptgefahr, die unserer nationalen Existenz in absehbarer Zeit von der EWG her droht, besser zu widerstehen.

Aber eben, daß dies die Hauptgefahr für uns ist, müßte man ganz klar sehen. Und diese Erkenntnis würde bedingen, daß wir einen Uno-Beitritt nur vollziehen, wenn uns die strikte Einhaltung der Neutralität durch Uno-Beschluß zugesichert wird. Wir müßten ausdrücklich davon ausgenommen werden, Sanktionen mitzumachen, wie sie nun gegen Rhodesien verhängt werden. Man sollte uns nur verpflichtet dürfen, uns im Fall solcher Sanktionen an den «courant normal» zu halten: den Handelsverkehr mit dem verurteilten Land nicht zu erweitern.

Ebenso müßten wir uns von jeder Teilnahme an den freiwilligen Aktionen zur Friedenswahrung durch die sogenannten Blauhelme dispensieren lassen. Es ist schwer zu verstehen, daß man im Politischen Departement nicht sieht, wie sehr schweizerische Blauhelme unsere Neutralität in Frage stellen würden. Es ist Gedankenlosigkeit, wenn erklärt wird, wir würden an solchen Aktionen nur teilnehmen, wenn alle Beteiligten einverstanden sind. Solange dieses Einverständnis herrscht, braucht es keine bewaffneten Truppen. Deshalb konnte ja auch die Korea-Mission, an der wir beteiligt sind, unbewaffnet sein. Zum Einsatz von Bewaffneten mit — unklaren — Weisungen der Uno hat man sich gerade deshalb entschlossen, weil man etwas gegen den Willen nicht anerkannter Parteien durchsetzen möchte.

Bei der Kongo-Aktion bestand eine solche Partei von Anfang an, und der damalige Kommandant, Karl von Horn, hat sich denn auch bitter beklagt, in welche unmögliche Lage die Blauhelme dadurch gerieten. Eine Zeitlang stand dann sogar ein erheblicher Teil der Uno-Mitglieder auf Seiten der Rebellen. Zudem haben Blauhelme zum erstenmal in der Geschichte Delegierte des Roten Kreuzes erschossen. Das zeigt, was für Elemente sich naturgemäß in eine solche niemandem recht verantwortliche Armee einschleichen. Der Unterschied zur Fremdenlegion ist fast nur

der, daß diese Truppe als französischer Verband kämpfte, während die Blauhelmkontingente das Ansehen ihrer Heimatländer engagieren. Auch die Fremdenlegion entstand übrigens aus einem internationalen Beschluß: aus dem Auftrag einer europäischen Konferenz zur Friedenswahrung in Algerien.

Nun heißt es, der Bundesrat würde ein schweizerisches Blauhelm-Kontingent nie in einer Aktion wie jener im Kongo einsetzen. Aber erstens ändert sich jeweilen die Natur der Einsätze. Im Gaza-Streifen schützen heute die Blauhelme wider Willen die Partei Schukeiris, der zugleich gegen Israel und Jordanien immer kriegerischere Töne anschlägt. Wenn der Bundesrat bei veränderten Verhältnissen unsere Leute zurückzöge, wäre das auch eine Parteinahme. Zweitens sind Rußland, Frankreich und erst recht Rotchina — mit zusammen einem Drittel der Weltbevölkerung — Gegner der Blauhelme. Das spricht nicht gegen diese, aber gegen eine Teilnahme der neutralen Schweiz. Ist es sinnvoll, im Prinzip ja zu sagen und ein Kontingent bereitzustellen, wenn man im Einzelfall doch immer wird ablehnen müssen?

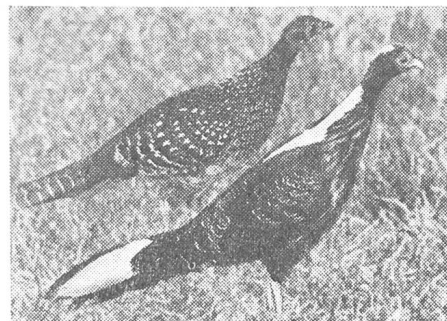
Und wer wird sich bei uns zu einer solchen Truppe melden? Abenteurer und reine Idealisten — beide gleichermaßen ungeeignet. Hat man die Erfahrungen mit dem freiwilligen Grenzschutz vergessen?

Wenn wir bei den Blauhelmen mitmachten, würde es, wie Bundesrat Spühler feststellte, überhaupt nicht mehr verstanden, warum wir nicht ganz bei der Uno sind. Und mit jedem Sonderstatut wäre es dann aus. Man sage nicht, ein solches wäre ohnehin nicht zu erlangen. Unsere Diplomatie hat schon schwierigere Aufgaben gemeistert.

«Nicht mehr nötig»

Wenig bekannte Vorgänge bei den Überschwemmungen in Oberitalien werfen ein Licht auf die Blauhelm- wie auf die Europa-Problematik. Ein Hilfskorps der deutschen Bundeswehr sollte eingesetzt werden. Die Italiener ließen ihre EWG-Freunde wissen, das sei «nicht mehr nötig». Was sie nicht sagten: deutsche Soldaten in Uniform würden unliebsame Erinnerungen wecken. Die Engländer bliesen eine ähnliche Italien-Aktion ab. USA-Truppen kamen zum Einsatz, wurden aber angepöbelt, auch weil sie italienischen Arbeitslosen eine Verdienstmöglichkeit wegnahmen. In der Praxis sieht vieles anders aus als in schöner Theorie.

Haben wir den Mut, dort mitzumachen, wo unser Einsatz die besten Früchte zeitigen kann: etwa an guten Entwicklungsprojekten, in der administrativen und finanziellen Beratung. Legen wir das Schwergewicht auf eigene geistige und wirtschaftliche Leistungen! Versuchen wir, die Probleme, die sich bei uns selber im Umbruch der Gegenwart stellen, gut zu meistern! Dann werden wir, wie jene Lokalzeitung, Bedürfnisse befriedigen, die von andern nicht gestillt werden. Dann mögen noch so viele sich neben uns zusammenschließen oder Truppen in alle Welt schicken — man wird auch uns brauchen und froh sein, daß wir unsere anders geartete Aufgabe erfüllen.



Bedrohte Tierarten

Von Wolfgang N. Naegeli

Der Swinhoe-Fasan

Der Swinhoe-Fasan war einst auf der Insel Taiwan (Formosa) weit verbreitet. Die Zerstörung der Waldgebiete, seines Lebensraumes, und die direkte Verfolgung durch den Menschen gefährden ihn sehr. Heute kommt er nur noch in unzugänglichen Gebirgsgebieten in kleiner Zahl vor.

Der etwa 80 Zentimeter lange Hahn hat dunkles, blaugrün schimmerndes Gefieder mit einzelnen hellen Partien. Die Henne ist braun, mit schwarzer und gelbbrauner Zeichnung. Bei beiden sind die Schwellkörper am Kopf rot.

In 65 zoologischen Gärten der Welt werden ungefähr 300 Swinhoe-Fasane gehalten — ein Paar im Berner Dählhölzli. Die größte Gruppe lebt in Norwich, England, wo der Ornamental Pheasant Trust seltene Fasan-Arten züchtet. Vor acht Jahren konnte er mit zwei auf Taiwan eingefangenen Paaren eine Zuchtgruppe aufbauen, die sich sehr erfreulich entwickelt hat. Von da sollen noch dieses Frühjahr 30 Swinhoe-Fasane mit der finanziellen Hilfe des World Wildlife Fund «in die alte Heimat» nach Taiwan gebracht und nach einer Akklimatisationsperiode in eigens dafür geschaffenen Schutzgebieten freigelassen werden. So kann ein Tiergarten zur Erhaltung einer Art beitragen. Auf ähnliche Weise konnten auch der Wisent, die Hawaii-Gans und in der Schweiz der Steinbock gerettet werden. Solchen Maßnahmen kommt in Zukunft entscheidende Bedeutung zu, da viele Länder ausreichende Schutzbestimmungen erst erlassen, wenn die Tiere schon ausgerottet sind.